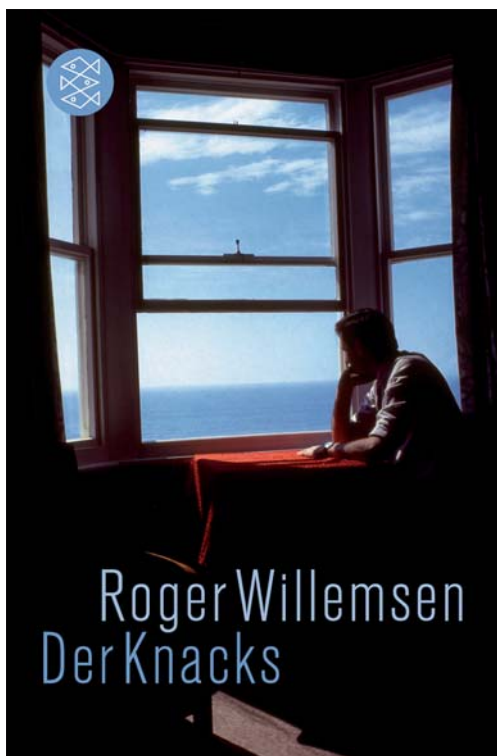


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Roger Willemssen

Der Knacks



Preis € (D) 9,95 | € (A) 10,30 | SFR 17,90

ISBN: 978-3-596-17989-3

304 Seiten

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Das weiße Huhn

Mein Vater starb letzten August. Das ist jetzt bald vierzig Jahre her.

Der Tag war so heiß, dass die Vögel unter den Blättern blieben und alles ringsum sich verlangsamte. Wir dachten an die Hitze des Krankenzimmers, des Krankenbetts, in dem der inzwischen zu einem dünnen Herrn zusammengesmolzene Mann seinen Tod erwartete. Dass es Regen geben solle, war das Thema auf den Fluren. Erst für den Abend wurde er erwartet, als er endlich fiel, war er der erste Regen, den mein Vater nicht mehr erleben sollte.

In München nahmen an diesem Tag ein paar Männer die Kunden und Angestellten einer Bank als Geiseln und verlangten 500 000 Mark. Die Eilmeldungen im Radio überschlugen sich, dauernd gab es »neue Entwicklungen«, das Land blickte nach München. Wir nicht.

Mittags aß ich bei einem Freund, folgte aber dem Tischgespräch nicht, bis ein Erwachsener eine längere Geschichte abschloss mit dem Seufzer:

»Unsere Familie wurde geboren, Gräber zu füllen.«

In die Pause, die folgte, schepperte das Gelächter, erst langsam, dann selbstbewusst. Man traute sich, die drastische Formulierung mit Ironie zu beantworten. Ein Aperçu war geboren. In die Pause, die diesem folgte, sagte ein anderer:

»So gesehen, dauert der Tod ein Leben lang.«

Die beiden Sätze standen unverbunden nebeneinander, und aus der Pause, die dann folgte, erhob sich kein Gelächter mehr.

Komische Art, sich zu unterhalten, war alles, was ich dachte.

In den Wochen davor war meine Mutter täglich ins Krankenhaus gefahren, einen Krebsbunker mit massiven Strahlungsapparaten, Kobalt-Kabinen, dreißigjährigen Untoten auf den Fluren und diesem einen, nie mehr aufzulösenden Geruch. Nicht Kampfer, nicht Melisse roch so, unnatürlich, chemisch, strahlend roch es.

Die Gesichter der Patienten hatten etwas Unheilbares, sie trugen den Ausdruck offener Wunden im Gesicht und irrten herum auf der Suche nach einer Wunde, mit der sie hätten reden können. Wir Kinder hatten in diesem Augenblick das Leben vor uns, im Doppelsinn. »So ist das Leben« oder »Das Leben kann grausam sein«, sagten die Erwachsenen, das waren auch in Kinderohren keine besonders tiefsinnigen Sätze. Aber dass es immer ums Ganze ging, ängstigte uns, und so wurden zu unserem Schutz nur drei Krebsbunker-Besuche pro Woche angesetzt.

Im Radio hörten wir das Wort »Geiseldrama« zum ersten Mal, und wir erfuhren auch noch, dass inzwischen zwei Menschen zu Tode gekommen waren. Eines der Opfer, eine schüchterne Bankangestellte, vielleicht auch erst eine Auszubildende, wirkte auf dem Porträtfoto in der Zeitung, als habe sie mit dem Gesicht, das zu ihrem Tod passte, schon länger gelebt.

Mein Vater lag im Sterben. Irgendjemand sagte, er habe jetzt seinen Geschmackssinn eingebüßt. Der sollte nicht wiederkehren. So war also der Tod über seinen Geschmackssinn in sein Leben gekommen.

Mein Vater lag im Sterben, ich dachte, dass selbst das an einem heißen Tag mühevoller ist, und ging in den Garten. Ganz hinten, wo ich mit zwölf Jahren versucht hatte, einen Zipfel Erde selbst zu bebauen, um es mit dreizehn wieder aufzugeben, irrte bei der Himbeerhecke ein weißes Huhn durch das

hohe Gras, flatterte vom Boden auf, kam nicht über den Zaun, scheute die dornige Hecke und wusste nicht ein noch aus.

Ich ergriff also das Huhn mit beiden Händen, legte es, beschirmt von den Armen, an meine Brust und machte mich auf den Weg zu den umliegenden Bauernhöfen, den Besitzer des Tiers ausfindig zu machen. Das Huhn war ganz ruhig geworden, aber ich spürte den zerbrechlichen Brustkorb, die Wärme seines Blutes, das Schaudern, das über die Federn lief, ehe sie sich abrupt aufplusterten, und da alle Bauern über dem schneeweißen Tier die Köpfe schüttelten, lief ich weiter, bis hinab ins Unterdorf, und auf einer anderen Straße wieder aufwärts, bis ich auf halber Höhe an einen Hof kam, wo mir die Bäuerin freudestrahlend das Tor öffnete und das Huhn mit einem Schwall von Koseworten bedachte. Ich nahm es in beide Hände, legte es an den Busen der Bäuerin und ging heim.

In der Garderobe stand meine Mutter und sagte: »Der Vater ist tot.«

Es klang wie der Vater aller. Vater unser.

Dieser Moment hatte ein langes Leben.

Wir Kinder erschrecken nicht, sondern gingen ins Zimmer, wo die vorsorglich angeschaffte Trauerkleidung schon bereitlag wie die Schwimmweste für den Schiffsreisenden. Meine Schwester erhielt einen schwarzen Faltenrock mit schwarzer Bluse und sah aus wie eine Pfarrhelferin. Wir Jungen bekamen schwarze Banilon-Pullover mit Rollkragen, zu heiß, aber wer erwartet den Tod schon im Hochsommer? Wir fühlten uns gezeichnet von diesen Kleidern, entstellt.

Zu diesem Zeitpunkt war ich nicht jung, wollte es aber später werden. Etwas veränderte, etwas verschob sich, nicht gleich, sondern im Lauf der nächsten Monate, etwas, das einen Namen suchte und nicht »Erwachsenwerden« heißen wollte und nicht »Halbwaise«. Es gab überhaupt keinen Namen für dieses langsame Hinübergleiten von einem Zustand in einen

anderen. Ich meine nicht die Trauer, die abverlangte, ritualisierte Trauer, die eher Ironie herausforderte oder belastend wirkte, weil wir nicht auf Partys gehen durften, jetzt, da wir sie nach zwei Jahren an der Seite eines Sterbenden vielleicht am ehesten gebraucht hätten. Ich meine ein Abfallen der Lebens-temperatur, ein erstes Verschießen der Farben. Etwas wie Appetitlosigkeit machte sich breit. An ihrem Anfang stand kein Schock und kein Trauma, es gab kaum mehr als einen Anlass – was folgte, war der Knacks.

Ich wollte einfach ein Kind sein, auf dem Land leben, mit dem Pferdewagen des Bauern zum Holzmachen in den Wald fahren. Ich wollte dem Schmied beim Beschlagen der Pferde zusehen, den Betrunknen vom Bürgersteig vor dem Gasthaus aus zuhören, und ich wollte ein weißes Huhn im Arm halten, es von Hof zu Hof tragen. Die Luft sollte frisch, nach Land duftend und appetitanregend sein, der Rittersporn sollte blühen.

Es wäre leicht zu sagen: An jenem Tag ging die Kindheit zu Ende. Aber nein, diese Kindheit hatte einen langen Bremsweg. Eher war meine Begegnung mit dem weißen Huhn ein katalysatorisches Ereignis: Wie bei einem chemischen Experiment kam hier etwas hinzu, das in die Reaktion der Stoffe nicht eintrat und diese trotzdem freisetzte. Dieses Dritte verbrauchte sich nicht. Das weiße Huhn wird immer dieses Huhn bleiben, aber der Tod meines Vaters wäre ein anderer gewesen, hätte ich nicht an jenem Tag das warme Lebewesen zwischen meinen Händen gefühlt, hätte ich nicht diese Seele heimgetragen.

Da mein Vater mitten in den Sommerferien gestorben war, sprach sich nach Schulbeginn die Nachricht erst langsam herum. Auf dem Lehrplan des Biologieunterrichts stand »der Mensch«. Das kam mir entgegen, dachte ich doch dauernd in Komplexen wie »das Leben«, »das Schicksal« oder eben »der

Mensch«. Aber gleich in der ersten Stunde wurde ins Klassenzimmer ein Skelett gerollt, das unmenschlich wirkte. Ich sehe noch, wie es auf seinen Rädern vor der gefürchteten Lehrerin in der Tür des Klassenraums erschien, als ein Mitschüler zu mir herüberrief: »Schau mal, Roger, dein Vater kommt zur Elternsprechstunde!« Ich drehte mich nicht um, konnte aber hören, wie sie ihn prügeln, ihm die Schnauze stopfen wollten, dem Ahnungslosen, der erst am Vortag aus den Ferien heimgekehrt und nicht verständigt worden war, und da tat er mir so leid, wie ich mir selbst leidtat.

Doch andererseits: Was war diese Szene schon mehr als ein konventioneller Verstoß, die Pietätlosigkeit eines Unwissenden? Sie spielte sich auf der Ebene der Formen ab, und was haben die schon mit der Trauer zu tun? Jeden Tag gab es hundert Situationen, die mich ebenso eindringlich an meinen Verlust erinnerten. Ein Klavier musste nur von Dur zu Moll wechseln, ein Mann mit einer Zeitung unter dem Arm die Straße überqueren, jemand musste in einer Geste verharren, eine Schaufensterpuppe imitierend. Es reichte der Pfiff des Schiedsrichters vom benachbarten Fußballplatz oder eine Wolke aus Terpentin und Leinöl, ein Blend aus Wildleder und Zigarette – die ganze Welt war kontaminiert mit Begriffen, Namen, Aromen, lauter Dingen, deren Trägermedium das Leben meines Vaters gewesen war und die nun frei durch die Welt flogen – eine väterliche Welt, aus der es kein Ausbrechen gab.

Ein einzelner Lebenstag – und jeder spülte uns weiter heraus aus der Zeit, die auch seine gewesen war – steckte voller Verletzungen wie jene unabsichtliche Bemerkung des Mitschülers. Der entschuldigte sich nach der Stunde unter Tränen. Um ihn zu trösten, sagte ich, dass es nicht so schlimm sei – was er, sagte er zu den anderen zurückkehrend, »doch irgendwie schlimm« fand.

Dem Jungen erscheint der Vater meist erwachsener als die Mutter. Die Welt des Heranwachsenden ist deshalb fast zwangsläufig väterlich. Ich wurde wie von einem Laufband in eine Sphäre geschoben, in der seine Abwesenheit thronte wie eine Person. Der Verlust ersetzte mir den Vater. Ich adoptierte diesen Mangel wie einen Menschen, und was immer mir fehlte, war dem imaginären Patronat des Verlusts unterstellt. So etwa.

Es geht nicht um den Verlust, um die Entbehrung, die sich fühlbar macht, verbleicht und verschwindet. Es geht nicht einmal um den Verlust, der bleibt. Er könnte den Resonanzboden der Erfahrungen voluminöser klingen, die Konturen schärfer erscheinen lassen. Der Knacks aber ist nicht ein Riss mit Diesseits und Jenseits, mit Vorher und Nachher, er ist unmerklich: er teilt nicht, er prägt. Er ist die Zone, in die die Erfahrung eintritt, wo sie verwittert und ihre Verneinung in sich aufnimmt. Etwas soll nicht mehr, etwas wird nicht mehr sein. Es wird sogar »nie mehr sein wie vorher«, aber nicht, weil ein Mensch fehlt, sondern weil sich ein Lebensgefühl geändert hat. Dazu braucht es nicht den Verlust, sondern das Verlieren.

Ich hatte das weiße Huhn heimgetragen, ein Hütejunge, den ländlichen Charakteren aus meinen Büchern verbunden, Einar Langerud, ein norwegischer Herumstreuner aus einem Roman von Marie Hamsun, war so. Der ging im Sommer mit den Herden über die Weiden, traf manchmal einen anderen Hütejungen, und wenn sie sich begrüßten, sagten sie: »Danke fürs letzte Mal.« Retrospektiv. Jetzt, da ich meinen Vater verloren hatte, begrüßte ich die Leute in unserer ländlichen Nachbarschaft mit diesen Worten und bildete mir ein, einen neuen Lebensraum, eine neue Gemeinschaft zu erschließen.

Ich kam also heim, und mitten im Verlust sollte sich meine Rolle ändern. Wie alle Kinder in dieser Lage übernahm ich Teile der Aufgaben des Vaters. Vor allem das Verhältnis zu Mutter

und Schwester sollte sich wandeln. Man sprach im Dorf davon, wir Kinder müssten nun »vorzeitig erwachsen« werden. Aber das ist es ja nicht. Man lebt diachron, so kindlich wie gereift, künstlich gereift, wie eine Frucht auf dem Transport.

Statt erwachsen zu werden, trat ich erst einmal in einen posthumen Zustand ein, der meinen Vater und nur diesen betraf. Später merkte ich irgendwann, dass auch ich selbst posthum mit mir lebte, indem ich einen Tod überlebte, der auch mein eigener war. Die symbolischen Ausdrücke dafür heißen »Verlust der Kindheit« oder sogar »Vertreibung aus dem Paradies«. Aber wem die Kindheit als Paradies erscheint, der kann sich meist nur nicht besser erinnern. Bloß weil sich die Anlässe des Kammers im Rückblick als kindlich erweisen, sind die Gefühle nicht nichtig gewesen, und wer kann schon eine ganze Welt so in seine Verzweiflung legen wie ein schreiendes Kind?

»Verlust der Kindheit«? Die Kindheit geht ja nicht verloren, jedenfalls nie ganz, sie zieht sich nur zurück und macht Platz. Vielleicht degradiert und verzweigt man sie, weil im Rückblick ihre Lasten noch gering, ihre Aufgaben leicht erscheinen. Aber für den inneren Menschen nimmt sie keinen untergeordneten Rang ein. Sie bricht sich Bahn, sie kehrt zurück, in neuen Mischungsverhältnissen. Es kann sein, dass nur der Humor das Exil des inneren Kindes bleibt oder das Begehren oder die Habsucht, die Tierliebe oder die Melancholie. Nichts ist je ganz vorbei, auch nicht die Kindheit.

Als mein Vater starb, war ich fünfzehn Jahre alt, sah mit meinen langen Haaren aus wie Janis Joplin und blieb gerade in der Schule hängen. Eine Freude kann ich ihm wohl kaum gewesen sein, und meine Aussichten waren noch schlechter.

Wenn ich an seinem Krankenbett saß, blickte ich den weißlackierten Rahmen an, die flache Matratze, die Vorrichtung zum Anheben des Kopfteils, den funktionalen Beistelltisch und dachte, dass dies ein Sterbebett sei. Wenn er schlief, sah

ich mir die Zimmerdecke an und ahnte, dass dies sein letztes Bild werden könne. Oder die an der Wand befestigte Blumenvase mit dem Kreuz darüber oder der Fensterausschnitt mit Blick auf eine Häuserfront voll vom Leben der Gesunden.

In die Augen meines Vaters sehend, der in den letzten Monaten den Habitus eines stattlichen Patriarchen eingebüßt und den eines Unbehausten erworben hatte, konnte ich erkennen, dass seine Sorge vor allem dem eigenen Leben galt, dann dem Ensemble seiner Familie und darin auch mir, der ich da saß, ratlos, beunruhigt und voller Kummer. Die Krankheit hatte ihm die Decke weggezogen. Allein seine Schutzlosigkeit in der Schwäche besaß etwas Obszönes. Entblößt war er wider Willen, und hätte seine Kraft nur irgend ausgereicht, er hätte sich so wohl nicht sehen lassen: so wie er durch Zustände ging, alterte, sich wieder verjüngte, die Entwicklungsgeschichte auf den Kopf stellte, er verkappte und er entpuppte sich. Die Krankheit war zähflüssig, sie ließ ihn ertrinken, aber ihr Rhythmus beschleunigte sein Leben so lange, bis er kaum mehr den Kopf heben konnte.

Sprache hatte ich kaum. Immer war ein Dritter im Raum, sein Tod, der redete mit oder ließ uns nicht einmal zu Wort kommen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns noch etwas hätten sagen müssen. Mein Vater hinterließ mir keinen Auftrag, keine Imperative. Stattdessen sah er mich inständig an. Aber auch dieser Ausdruck blickte durch mich hindurch in die eigene Existenz, von der er nicht lassen konnte. »Nicht fertig, nicht fertig! Muss noch leben!«, hat Anastasius Grün, der Lyriker des Vormärz, auf seinem Sterbebett geflüstert. Dieses Flüstern hörte ich unablässig, auch ohne dass sich seine Lippen bewegten.

»Möchte noch«, der letzte Konjunktiv liegt dahinter. Wir sind immer fertig, wir sind nie fertig. In einen Fortsetzungsroman geboren, ist die Geschichte, die wir nicht kennen wer-

den, eine Kränkung der Kontinuität, in die wir uns betten und die stabiler ist, als wir es sind. Als Vermächtnis bleibt kein »Was nun zu tun ist«, sondern immer nur ein »Was bisher geschah ...«

Wir blickten beide nicht in jenen Zustand, der sein würde, wenn mein Vater nicht mehr wäre. Auch die Liebe war unaussprechlich. Für ihn, weil er so war, wie er war, für mich, weil ich nicht leicht Zugang zu meinen Gefühlen fand. Sie hätten ihn ohnehin nur verlegen gemacht, und außerdem versagten sich in der Todeszone alle ringsum, den Tod auszusprechen, Ärzte, Schwestern, Angehörige, Freunde, als hätten sie Angst, ihn erst dadurch zu rufen. Man hatte damals wohl auch in der Medizin noch ein abergläubisches Verhältnis zum Namen, oder aber man vertraute auf die Heilkraft der Hoffnung inniger, als man es heute tut, jedenfalls hat man auch meiner Mutter, die mit vierzig Jahren Witwe sein und drei Kinder durch die Schule bringen würde, bis zuletzt die Wahrheit nicht nur verschwiegen, sondern man hat sie geradezu verzweifelt unbeholden belogen.

Über die Krankheit meines Vaters wurde, seit sie zwei Jahre zuvor ausgebrochen war, nicht geschwiegen, aber sie wurde nicht bei ihrem Namen genannt. Auch eine Art Bann. Die Begriffe »Bestrahlung«, »Karzinom«, »Rezidiv« und »Metastasen« waren uns Kindern bald geläufig, das heißt, wir wussten, wo man sie in einem Satz unterbrachte. Mein Vater ging zuerst noch mehrmals wöchentlich in die »Strahlenklinik«, und wir lernten, unsere Stimmungen nach dem neuesten »Befund« auszurichten. Das war nicht einfach, denn manchmal passte unsere Stimmung nicht zu diesem Befund. All das waren partikulare, mit der Krankheit verbundene Einheiten oder Segmente der Sprache. Doch existierten sie zusammenhangslos, als Emanationen einer Störung, die als Ganzes ohne Namen

blieb. Diesen habe ich erst relativ spät erfahren, kurz vor dem Mittagessen.

Ich stehe in der Küche, meine Mutter rührt in einem Topf, sie rührt, als sei es sehr anstrengend, mit einem Ellbogen, der hoch über dem Löffel schwebt, auf den sich die Hand stützt, und alle diese mit Krankheit infizierten Begriffe sind im Raum. Sie spricht mehr zu sich selbst, sich und mich auf den neuesten Stand bringend, indem sie für das Leiden ihres Mannes prägnante Vokabeln findet.

»Wie merkwürdig«, sage ich aus Verlegenheit, nicht wissend, was ich sonst sagen soll, »dass diese Krankheit so schwer, aber gar nicht so bekannt ist.«

»Wieso?«, erwidert meine Mutter und rührt mit ihrem spitzwinkelig aufragenden Ellenbogen weiter in ihrem Topf, weiter, als sei es eine Riesenanstrengung, »bekannter geht's doch nicht mehr.«

»Aber wie heißt diese Krankheit denn?«, frage ich.

»Na, Krebs!«

Sie sagt es nicht, sie kräht es, es klingt wie »Kräääps« und dehnt sich wie der Ton eines Nebelhorns. Dann steckt sie den breiten Holzlöffel in den Mund und schmeckt ab, und der Löffel in ihrem Mund wird von nun an das Symbol des Todes sein.

Denn so viel wusste ich sofort: Sterben würde mein Vater, an Krebs sterben, trotz aller Bestrahlungen und günstig klingenden Befunde, sterben an etwas, das unter dem von den Strahlungen rot gewordenen Fleck auf seiner oberen Rückenpartie saß – eine Stelle wie ein mittelschwerer Sonnenbrand. Diese raue Stelle war das einzig Äußerliche, das uns die Krankheit zu sehen gab. Nein, es war ja nicht einmal die Krankheit, die sich zeigte, es war der ärztliche Versuch einer Therapie, die auf Strahlen, Verbrennungen, Verätzungen, auf Ausmerzungsprozesse im Innern des Vaterleibes setzte. Wir alle haben diese

Stelle manchmal eingecremt, die einzige Spur der Krankheit berührt, eine Rötung bloß, eine Bagatelle.

Doch der Knacks? Nicht das Wort »Krebs« löste ihn aus, nicht der Kochlöffel, nicht das Bild des Vaters im Krankenhausbett und auch nicht der Blick aus seinen Augen, als er sich, schon von Morphinum benebelt, im Kissen aufrichtete, auf mich zeigte und fragte: »Wer ist das?«

Auch die Nachricht von seinem Tod an jenem Augustnachmittag war nicht der Knacks. Dies alles waren Schocks, Detonationen, Implosionen. Der Knacks war das weiße Huhn, das wiedergefundene Unwiederbringliche.